

# "Die schöne alte Schweiz"

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 39

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646482>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



J. Suter, Ansicht von Zürich.

## „Die schöne alte Schweiz.“

Man kann über das Thema „Die schöne Schweiz“ noch immer optimistisch-begeisterte Betrachtungen anstellen, ohne sich lächerlich zu machen. Gewiß, die Schweiz ist ein sehr schönes Land; vielleicht haben die recht, die es als das schönste Land der Erde überhaupt bezeichnen. Wir haben keinen Grund, nüchterner zu sehen und zu urteilen als die vielen Hunderttausende von Fremden, die dieses Lob alljährlich mit Ueberzeugung aussprechen. Immerhin, es gibt Leute — und es sind nicht die schlechtesten Patrioten — die Verschiedenes im heutigen Schweizerland als unschön und störend empfinden. Zum Beispiel gewisse Hotelkassen im Tal und auf der Höhe, die zementenen Transformatorhäuschen in einer Gruppe dunkelbrauner Oberländerhäuschen, die Plakatwände am Waldrand längs der Eisenbahnlinie. Dann die Hochspannungsleitungen, die brutal und drohend mit ihren unzähligen Vertikalen und Horizontalen die grüne Landschaft zerhacken; die Fabrikschloten, die sich mit ihrem Anhang von lotterigen Baracken oder aufdringlichen Arbeiterhäusern und Beamtenwillen mitten in das Landschaftsbild hineinpflanzen und die Aussicht auf die Berge verdecken. Diese Leute sind meist auch nicht zufrieden mit der heutigen Autotaferei bis in die entlegensten Täler hinein und hinauf auf die höchsten Passhöhen. Sie beklagen sich darüber, daß es einem jeden Rekordenthusiasten — meist sind es Anfänger, die an ihrem Fiat oder Ford kaum die erste Anzahlung geleistet haben — erlaubt ist, dem friedlichen Fußgänger den Staub der Landstraße ins Gesicht zu jagen und ihm die Alpenluft mit Benzindrauch zu verstäubern. Nicht zu reden von der Verkehrsnot in der Stadt, hervorgerufen durch die Tausende von Automobilisten aus Modesucht mit ihrem aufreizenden und nervenaufreibenden Hupenlärm bis tief in die Nacht hinein. Es gibt, wie gesagt, Leute, die zum Urteil „Die schöne Schweiz“ ihre Vorbehalte machen, und dies sicher mit Recht.

Für sie mag es einen nicht geringen Trost bedeuten, daß die „Schöne Schweiz“ wirklich existiert, wenn auch bloß in Bildern und als Dokument eines vergangenen Zustandes. Sie werden mit großer ungetrübter Freude die Mappen des großen Werkes „Die schöne alte Schweiz“ durchblättern, das vor kurzem im Montana-Verlage Zürich und Stuttgart zu erscheinen begonnen hat. Die ganze Publikation soll 7 Mappen — bisher sind vier erschienen — mit 15 vielfarbigen, zwei zweifarbigen und 56 einfarbigen Blättern nach Originalen der sogenannten schweizerischen Kleinmeister umfassen. Den Mappen ist ein einführender Text und eine Erläuterung zu den Bildern beigegeben. Verfasser des Textes und mit Dr. A. Klipp-

stein zugleich Herausgeber des Werkes ist der gelehrte, schriftgewandte Kunsthistoriker Dr. R. Nicolas, bis vor kurzem Privatdozent an der Berner Universität und nunmehr Leiter eines Kunstverlages in München.

Es handelt sich hier um eine Neuausgabe der schönsten jener bekannten kolorierten Stiche, wie sie von den betriebenen Schweizer Malern und Kupferstechern des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts in Menge erstellt und den Fremden als Reiseandenken verkauft wurden. Die Blätter tragen die Namen Oberli, Freudenberger, Duncker, Rieter, Biedermann, König, Lory Vater und Sohn, Lafon, Wolf, Moritz Suter, Wegel usw. und erfreuen sich heute neuerdings einer starken Nachfrage von Seiten eines raritätenliebenden und kaufkräftigen Publikums. Die Kunsthändler, die dieser Nachfrage längst nicht mehr genügen können, behelfen sich mit antikisierten Neudrucken, die der unerfahrene Käufer als echt hinnimmt. Der wirkliche Kunstkenner zieht Neudrucke von der Art der hier vorliegenden vor. Die Herausgeber haben einmal aus dem Buxte der Produktion die besten und charakteristischsten Stücke ausgewählt, und dann war die ausführende

Kunstanstalt um ganz tadellose Reproduktionsarbeit besorgt, so daß eine Sammlung entstehen mußte, die nicht nur historisches, sondern auch künstlerisches Interesse befriedigen kann.

Das Schwergewicht der Publikation liegt indessen auf der kunsthistorischen Seite. Die „Einführung“ von Dr. R. Nicolas ist so tiefgründig und umfangreich geraten, daß sie die Geschichte der Schweizer Kleinmeister und ihrer ganzen künstlerischen Umwelt geworden ist, die uns bisher gefehlt hat; die 56 Tafeln sind zu dieser „Kunstgeschichte“ die wertvolle illustrative Ergänzung.

Nicolas geht in seiner Darstellung auf die Anfänge der Landschaftsmalerei zurück. Das berühmteste Dokument, das die Schweiz von diesen Anfängen besitzt, ist das Altarbild Petri Fischzug in der Genfer Kathedrale des oberdeutschen Malers Konrad Wik. Hier wirkt der landschaftliche Hintergrund nicht mehr als bloße Kulisse, sondern er ist bereits ein künstlerisch aufgefaßter Naturausschnitt, in dem man die Umgebung Genfs mit allen reizvollen Einzelheiten mit staunendem Interesse wahrnimmt. Die eigentlichen Schöpfer der Landschaft aber sind die Holländer Jan van Goyen (1596—1656) und seine Nachfolger Jakob van Ruysdael, M. Hobbema und Van der Meer. Der erste fleißigste und erfolgreichste schweizerische Bodenzeichner ist Matthäus Merian aus Basel (1598—1658); seine exakten, aber nüchternen Städtebilder sind noch heute für den Topographen und Historiker eine gern benützte Quelle. Seine Mitarbeiter, Schüler und Nachahmer, Wenzel, Haller, Conrad Meyer, Israel Schwesler usw. bauten diese Art topographisch-historisch-allegorischer Darstellungen nach der künstlerisch-landschaftlichen Seite weiter aus.

Die schweizerischen Kleinmeister sind nur zu verstehen als Kinder ihrer Zeit. Ihre künstlerischen Wurzeln gehen auf die genannten Holländer, aber ausgesprochen noch auf die französischen Rokokomalers des 17. und 18. Jahrhunderts zurück. Aber sie konnten nur auf schweizerischem Boden die technische und künstlerische Eigenart erreichen, die ihnen eignet.

Eine künstlerische Voraussetzung dieser zierlich-idyllischen Landschaften und Sitten- und Trachtenbilder, wie sie uns in der Produktion der Schweizer Kleinmeister vorliegen, ist das durch Beat von Muralt, durch Albrecht von Haller, Conrad Gessner und namentlich den großen Genfer Philosophen und Dichter J. J. Rousseau geweckte und gepflegte Naturgefühl. Die „Alpen“, die „Neue Heloise“, „Emil“ u. a. Werke schufen die Begeisterung für die Schweizerlandschaft und -kultur und entzündeten die Reiselust, die einen Goethe dreimal durch unser Land führte und mit und nach ihm Tausende von Enthousiasten und Naturbegeisterte des Auslandes. Schillers „Tell“, angeregt durch

Goethes Reiseberichte und Johannes von Müllers Schweizer-  
geschichte, setzte dieser Wertschätzung schweizerischer Kultur  
und schweizerischer Wesensart die Krone auf. Der Rei-

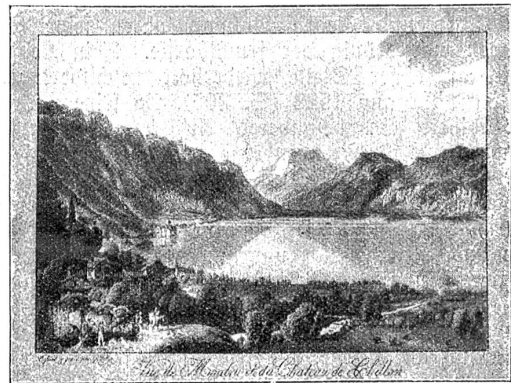


J. J. Biedermann, Ansicht von Basel.

sendenstrom wurde von Jahr zu Jahr stärker und bald  
zu dem Wirtschaftsfaktor, der er bis heute geblieben ist.

Damals, d. h. Ende des 18. und anfangs des 19. Jahr-  
hunderts, kannte man die schnellen und billigen graphischen  
Verfahren für Aufnahme von Landschaften, Personen u.  
noch nicht. Wer ein Reiseandenken mit heimnehmen wollte,  
war auf Aquarelle und Stiche angewiesen. Die Beduten-  
maler, die Porträtisten, die Zeichner von Sitten- und  
Trachtenbilder bekamen reiche Aufträge. Damals kam der  
von Winterthur stammende Landschaftler Hans Jakob  
Oberli zu der Idee, seinen Vorrat an verkäuflichen Blät-  
tern durch ein Vervielfältigungsverfahren zu mehren. Er  
zeichnete seine Landschaften und Städtebilder als Umriss  
auf eine mit Wachs überzogene Kupferplatte. Er bediente  
sich dabei einer stumpfen Nadel und vertiefte dann durch  
Nehung die so erzeugten Konturen. Bis hieher entsprach  
das Verfahren dem schon seit lange z. B. in Paris, vor allem  
beim berühmten Kupferstecher J. G. Wille (1715—1808),  
geübten. Die gereinigten Platten wurden dann dem eigent-  
lichen Stecher übergeben, der sie mit dem Grabstichel oder  
Kaltstichel weiter bearbeitete, also etwa Blattwerk, Wolken  
und Himmel usw. anfügte. Oberli ließ es beim Umriss-  
stich bewenden und bemalte diesen dann wie eine Original-  
zeichnung. Die Zeiterparnis lag darin, daß die Zeichnungen  
in beliebiger Zahl vorlagen und das Bemalen handwerks-  
mäßig nach dem Originalvorbild geschehen konnte, wenn  
die Auftraggeber drängten, sogar durch Lehrlinge oder andere

ausgetuscht; nur die Luft und die hintersten Berge wurden  
weiß gelassen. Wenn solcherweise die Landschaft mit dem  
nötigen Relief versehen war, wurde die Luft mit Indigo



G. Lory, Blick auf Montreux.

und die Wolken mit Indigo und Tusche hineingemalt; als-  
dann wurden die gelblichen, rötlichen und bräunlichen Töne  
mit einem Gemisch von Zinnober und Gumigutt, zuletzt das  
Grün der Bäume und Wiesen mit Indigo und Gumigutt  
aufgetragen, und die Landschaft war fertig.

Oberlis Verfahren, nur kurze Zeit durch ein obrigkeit-  
liches Privilegium geschützt, wurde rasch nachgeahmt, nicht  
zuletzt von englischen Kunsthändlern, die ganz skrupellos seine  
Stiche kopierten und als Originale herausgaben. Ein sehr  
rühriger Herausgeber von kolorierten Stichen war auch der  
Basler Kupferstecher und Kunsthändler Chr. von Mehel,  
der eine Zeitlang den künstlerisch hochtalentierten B. A.  
Dunker für sich arbeiten ließ. Dunker kam später nach  
Bern, wo neben Oberli schon der berühmteste und geschickteste  
der Kleinmeister, Sigmund Freudenberger, ein  
Schüler des französischen Rokomeisters Francois Boucher  
(1704—1770), arbeitete. Freudenberger pflegte vorzüglich  
das Sitten- und Trachtenbild. Seine ländlichen Szenen:  
Mai-Sängerinnen, Ländliche Freuden, Abschied und Heim-  
kehr des Söldners, Ländliche Toilette und wie sie alle  
heißen — lehnen unmittelbar an die Pariser Rokokokunst an;  
die Berner Bauern und Bäuerinnen sind verkleidete Städter,  
und mit Natur und Wirklichkeit haben sie wenig zu tun.  
Aber ihre Liebenswürdigkeit und ihre Eleganz standen den  
patrizischen und gutbürgerlichen Salons sehr wohl an, und  
die Bilder fanden darauf auch freudigen Anklang im In-



S. Freudenberger, Heimkehr des Soldaten.

Mitarbeiter. Die Nötigung zu schnellem und billigem Ar-  
beiten führte zu einem möglichst einfachen Malverfahren.  
Die Zeichnung wurde zuerst mit guter chinesischer Tusche



S. R. König, Rückkehr des Gamsjägers.

und Auslande. Zu dem Dreigestirn Oberli-Freudenberger-  
Dunker gesellte sich später der Winterthurer Heinrich  
Rieter. Er arbeitete wie M. Woher, Peter Birman und

Gabriel Lory zuerst im Oberlis Bilderfabrik als Kolorist und wurde dann sein Nachfolger.

Auch S. Freudenberger hatte in Bern eine Schule eröffnet. Hier wuchs eine ganze Generation neuer Kleinmeister heran; S. D. Lafond (1763—1831), F. N. König, Gabriel Lory und Georg Volmar waren seine Schüler. Von ihnen war König der fruchtbarste. Sein Leben und Werk ist an dieser Stelle wiederholt geschildert worden. Zuletzt im Jahrgang 1922 (S. 206), wo seinem Transparenten-Kabinett ein besonderer Aufsatz gewidmet wurde. Wir können auch für Freudenberger und G. Lory auf frühere Sonderdarstellungen verweisen.\*)

„Die schöne alte Schweiz!“ Wenn wir die vier Mappen durchblättern und die Schweizer Landschaften, Genrebildchen und Trachtenstücke vor unsern Augen vorüberziehen lassen, kommt uns zum Bewußtsein, wie eng verbunden damals noch die Kunst mit dem Empfinden und Verstehen des großen Publikums war. Sie knüpfte an das Ueberlieferte an, hielt sich an Gesetze, die fest im Begreifen der Masse verankert waren. Vordergrund, Mittelgrund und Hintergrund waren nach bestimmten Konventionen aufgebaut, die dem Bilde eine gewisse formelhafte Geschlossenheit gaben, aber eben doch eine Geschlossenheit, die man bei den heutigen Malern recht oft vermißt. Genreszenen, wie sie Freudenberger und König komponierten, entbehren nie eines freundlichen Gedankens oder einer überraschenden, oft pikanten Situation, die zu verweilendem Betrachten nötigen. Man vergleiche daraufhin etwa das hübsche Blatt von F. W. König „Der Riltgang im Canton Bern“.

Die Blätter der „schönen alten Schweiz“ sind auf alle Fälle ein Gegensatz zum heutigen nervenaufreibenden Alltag, und wer sie in sonntäglicher Muße betrachtet, wird viel Erbauung und freundliches Erinnern aus ihnen ziehen können. Das Werk sei darum der Beachtung unserer Leser angelegentlich empfohlen.

Die diesem Aufsatz beigegebenen Illustrationen sind verkleinerte Reproduktionen einiger Blätter und möchten deren Art inhaltlich veranschaulichen. Ueber die feine Ausführung der Drucke, namentlich der vielfarbigen, vermögen sie leider nichts auszusagen. H. B.

## Schweizerische landwirtschaftliche Ausstellung Bern.

In der Mustercheune sah ich ein steinaltes, mageres, spitzbärtiges Bäuerlein stehen und staunen. Sein Sohn neben ihm lehnte über den Lattenhag, der die automatische Sauchepumpe einfriedet. Er suchte wohl die Maschine zu verstehen. Denn es machte den Anschein, daß die beiden aus einem gottvergeßenen Krachen hergewandert kamen, um die Wunder der landwirtschaftlichen Ausstellung zu betrachten.

„Du, Drättli, das wär komod!“ meinte der junge Bauer.

Der Alte sagte eine Zeitlang nichts. Er kratzte sich hinter dem Ohre und seufzte. Dann brummte er: „Ja, dihr heit's gäbig — u gäng gäbiger — mir hei d'BSchüttli no ir Brännte müessen uf e Hübel trage!“

Was das heißt, dafür sprach die gebeugte Haltung des Greises; sein zusammengekniffener, herber, mondformig nach abwärts gebogener Mund erzählte von den Lasten, die dieser Mann zu tragen hatte, und die vielen Runzeln ließen erraten, daß er es nicht leicht gehabt hatte in seinem Berufe als Landmann. Wie Reid klangen seine Worte. Und in seinen Blicken war etwas wie Abneigung. Als ob ihm geschienen hätte, die Maschinen machten es seinen Berufsgenossen allzu leicht.

„Es tüecht mi, es schönn eine Sys Heimet weniger gärn ha, wenn ersch nid vo Hang wärchet!“ fertigte er resigniert seinen Sproß ab, als ihn dieser immer und immer

wieder darauf aufmerksam machte, was da alles „komod“ war. —

Wirklich, die Industrie fängt an, sich der Landwirtschaft mehr und mehr zu bemächtigen. Wir sind keine Schwarzseher und glauben nicht, daß darum dem Bauern sein Land weniger wert werde, daß er es nicht mehr so lieb habe, wie seine Väter. Was die Maschinen dem Landmann für Möglichkeiten bieten, davon erhält man in der Ausstellung wirklich einen überwältigenden Eindruck. Es ist einfach fabelhaft.

Sauchekarren sind überflüssig geworden. Die automatisch gerührte Sauche wird durch Schlauchleitungen an ihren Bestimmungsort gepumpt und dort auf Wiesen und Pflanzplätze gesprüht. Die ehemals mühselige Arbeit des Landwirtes schrumpft in die angenehme Tätigkeit zusammen, das auf einen stabilen Halter festgeschnallte „Wendroth“ an den richtigen Platz zu bringen, den Hahn zu drehen, und, sein Pfeisfchen schmauchend, den Ablauf zu überwachen.

Die Zeit wird auch bald vorüber sein, da man im Frühjahr das Geschäft des Mistzettens mit der Gabel verrichten sieht: eine Mistzettmaschine tut den Dienst viel genauer. Und die Bäuerin, die an Sommermorgen früh oder dann nach Sonnenuntergang den Gartenboden lockerte, um hernach zu „bschütte“, kann beide Arbeiten miteinander durch eine kunstvolle Maschine verrichten lassen.

Der Pflanzplatz, den man früher von Hand mit der Hacke, oder dann mit einem besonderen Pfluge schellte, wird heute in einem rationalen Betriebe mit Maschinen zurecht gemacht. Ein kleiner Motor schellt den Rasen weg. Ein anderer gräbt den Boden um und lockert ihn. Im Herbst bringen Vorrichtungen, die den Tapis roulants ähneln, die Früchte in Keller und Speicher, und wenn es nötig ist, werden sie zuvor automatisch sortiert und gewogen.

Maschinen besorgen die Hauptarbeit bei der Heu- und Getreideernte, in den Speichern und Scheunen erleichtern Aufzüge und elektrische Krähne die Arbeit. Heutamine verhindern, daß Heustockbrände entstehen und Pressen verringern den Raum, der früher nötig war, um Stroh und Heu aufzubewahren.

Wir leben wirklich in einer praktischen Zeit! Wer es nicht glauben möchte, der wird in der landwirtschaftlichen Ausstellung überzeugt.

Wir dürfen aber noch etwas weiteres feststellen. Die Technik erfindet ihre Maschinen und Apparate nicht umsonst, sie muß auf Nachfrage rechnen können. Wenn wir nun sehen, daß bereits für jede bäurische Arbeit industrielle Erleichterungen geschaffen werden, so können wir uns sagen, daß es der Bauer im allgemeinen hat und vermag, sich Maschinen und Apparate anzuschaffen. Machen wir einen Rundgang auf dem Lande, so wird unsere Vermutung bestätigt. Jüngst klagte mir ein Bauer, daß er genötigt sei, einen elektrischen Herd anzuschaffen. Grund: er besitzt einen Elektromotor und hat sich verpflichtet, für eine bestimmte Summe Kraft im Jahre zu verbrauchen; nun aber ist er ein prominentes Mitglied der „Landwirtschaftlichen Genossenschaft“ und fühlt sich deshalb moralisch verpflichtet, zum Dreschen den genossenschaftlichen „Fordson“ (Ford-Traktor) als Kraftquelle zu benutzen. Weil er das tut, so braucht er seinen Elektromotor „zu wenig“ — so bleibt ihm, falls er nicht gerne an der Garantiesumme des Elektrizitätswerkes einen Verlust erleidet, nichts besseres übrig, als seine Frau elektrisch kochen zu lassen.

Die Bauern haben seit der Kriegszeit guten Verdienst. Dafür sprechen die Maschinen, die sie sich kaufen können, um ihren Betrieb noch rentabler zu machen. Und dafür sprechen die Motorvelos und Automobile, die auf Bauernhöfen heute keine Seltenheit mehr sind. — Es ist jedermann zu gönnen, wenn es ihm gut geht auf dieser Welt. Lange genug litten die Landwirte unter schlechten Zeiten. Aber in der Regel sind solche Zeiten rasch vergessen, wenn bessere angebrochen sind. Und rasch vergessen wird auch, daß andere

\*) Für S. Freudenberger: 1923, S. 254 ff., für Lory Vater und Sohn 1920, S. 484 ff. und 1919, S. 64 ff.